

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

⊗ | KRÜGER



Rebecca  
Done

ZWEI  
*Leben*  
LANG

Roman

⊗ | KRÜGER



Erschienen bei FISCHER Krüger

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel  
»This Secret We're Keeping« bei Penguin, London

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8105-2513-0

Als Matthew Langley zum zweiten Mal in Jessicas Leben trat, hätte er sie fast umgebracht.

Erst vor ein paar Minuten hatte sie ihn entdeckt, mitten in der Menge, in der sie feststeckte wie in einer geschlossenen Faust – da stand er, kaum einen Meter entfernt, mit dem Rücken zu ihr. Unglaublich nah nach den siebzehn Jahren, die sie ihn nicht gesehen hatte. So nah, dass sie nur seinen Namen hätte sagen müssen, und er hätte sich umgedreht.

Sie stand da wie gelähmt. Vielleicht wartete sie darauf, dass er sich wieder in Luft auflöste, während sie überlegte, warum ihre Phantasie sie so hartnäckig zum Narren hielt. Seit Wochen sah sie sein Trugbild, ein Spuk am Rand ihres Gesichtsfelds, der stets verschwand, bevor sie ihn richtig fassen konnte. Sie kam sich schon vor wie eine Katze, die einem Schatten nachjagt.

Aber dann lächelte er, und sie wusste sofort, nein, er war wirklich da.

Er hatte sie nicht bemerkt.

Langsam schob er sich in der Menschenmenge voran. Jess konnte ihn leicht im Blick behalten, da er größer war als die meisten anderen und mit dem Dreitagebartschatten auf den Wangen und dem kantigen Kinn zu den Männern gehörte, die auf jedem Foto gut aussehen. Er hatte sich die Sonnenbrille auf den kahlrasierten Schädel geschoben. Doch in einem anderen Leben wäre sein Haar, wie Jess wusste, wild und dunkel gewesen.

Nach all den Jahren war er ihr so vertraut wie ein Lieblingsfoto, das sie jeden Tag betrachtete.

Jess betrieb eine kleine Catering-Firma. Vor mehreren Monaten hatte sie den Auftrag angenommen, hier bei der Gastro-Messe, die auf dem Gelände eines Herrenhauses in North-Norfolk stattfand, vor Publikum zu kochen. Es war der erste wirklich warme Tag des Jahres, im Hauptzelt stand die Luft, und der Grasgeruch und die Ausdünstungen gärenden Biers einer Mikrobrauerei erinnerten Jess fatal an ein Musikfestival, auf dem sie morgens total verkatert in ihrem Zelt aufgewacht war.

Jess hatte sich auf die Suche nach der Kochbühne gemacht, umgeben von einer undurchdringlichen Masse feuchter T-Shirts und gereckter Hälse.

Immer wieder hörte Jess das Pfeifen eines schlecht eingestellten Mikros, was zumindest bedeutete, dass die Kochbühne leicht zu finden wäre. Jess war als Nächste dran, mit Asian-Fusion-Gerichten, aber sie fragte sich bereits, ob sie nicht lieber blitzartig die Flucht ergreifen und eine Gallenkolik vorschützen sollte.

In dem Moment erblickte sie ihn.

Einige Augenblicke verstrichen, Jess bekam Herzklopfen; sie wollte nach links abschnellen, ihm folgen, was aber durch den Kartonstapel erschwert wurde, den sie balancierte, und die große Tasche, die ihr über die Schulter hing. Als er hinter einer Familie auftauchte, die mehrere Armvoll traditionell gebackenes Brot erstanden hatte, sah Jess, dass er sich mit einer schlanken Brünetten unterhielt, vermutlich seine Frau. Sie trug schwindelerregende High Heels und ein korallenrotes Kleid, das ihre makellose Bräune hervorhob. Ein kleines dunkelhaariges Mädchen in Shorts und gelber Bluse klammerte sich vergnügt an seine Linke.

Sie blieben kurz an einem Stand stehen, und Jess sah, wie er nach etwas griff und den Kopf drehte, um seiner Tochter zuzuhören. Jede seiner Bewegungen war so präzise wie immer – bedächtig, wohlüberlegt. Ein paar quälende Sekunden lang glaubte Jess, gleich wäre sie nah genug, dass sie nach ihm rufen könnte.

Fast hatte sie es geschafft, aber da entfernten sie sich schon wieder; Frau und Tochter mussten sich anstrengen, um mit den langen, zielstrebigem Schritten, die Jess so gut kannte, mitzuhalten.

Inzwischen kam es Jess so vor, als hämmere in ihrer Brust ein Motorkolben; sie mühte sich ab, um den Mann, der sich dem Ausgang des Zeltes näherte, nicht aus den Augen zu verlieren. Aber dann fand sie sich zwischen drei Pflegern mit Rollstühlen eingekellt; wie aus dem Nichts erschienen manövrierten sie ihre Schützlinge um das Ende der Schlange, die sich um die Essigspezialitäten gebildet hatte.

Zum Warten gezwungen rang Jess panisch nach Luft. Die Menschenmenge strömte weiter, und Jess konnte ihn nicht mehr sehen. Die Pfleger spürten ihre Ungeduld und versuchten, sie durchzulassen, aber die Rollstühle konnten nicht ausweichen. »Ist schon okay, kein Problem, kein Problem«, stammelte Jess verlegen. Sie schämte sich für ihr rüdes Drängeln. Der Feuchtigkeitspegel im Zelt stieg ins Unerträgliche.

Als sie endlich weitergehen konnte, war er verschwunden. Die Kartons drohten ihr aus den feuchten Händen zu rutschen. Jess war zu nervös, um sie einfach fallen zu lassen, denn in gut zehn Minuten musste sie auf die Bühne, um ihren Auftritt zu absolvieren. Mit den Ellbogen schob sie sich seitlich weiter, seltsam klarsichtig, dass sie sich damit für das spätere Schaukochen wenig Sympathien erwarb: Eine Frau mittleren Alters fluchte, als Jess sich an ihr vorbeidrängte, und ein junger Vater schrie auf, als sie mit dem Knie gegen den Arm seines kleinen Jungen stieß. *Sorry*, keuchte sie und hastete weiter. *Sorry*.

Sie sah die drei sofort, sie hatten schon den halben Wiesenhang überquert, unter dem der Parkplatz lag. Als Jess endlich frische Luft in die Lungen sog und über das Gras zu sprinten begann, wollte sie nach ihm rufen, brachte aber vor Anspannung keinen Ton heraus. Unbeholfen lief sie ihm hinterher wie ein kleines Kind seinem zornig davonestürmenden Vater, ihre Küchen-Clogs klatschten schwerfällig auf den Boden und lähmten ihren Vorwärtsdrang.

Schließlich musste sie stehen bleiben. Keuchend beugte sie sich vornüber und sah hilflos zu, wie er in einen schwarzen Audi stieg. Seine Frau schnallte das Kind auf dem Rücksitz fest, setzte sich zu



ihm nach vorn und schlug mit einem lauten Auflachen die Tür zu. Es war, als hätte sie Jess oben auf dem Hügel entdeckt, schweißnass und nach Atem ringend, und stellte triumphierend ihr Familienglück zur Schau, der Rivalin zum Hohn.

Ein paar wenige, kostbare Minuten lang hatte Jess ihn wiedergefunden – und schon drohte er ihr wieder zu entgleiten. Sie musste etwas tun.

Der Audi setzte zurück. Panik wallte in ihr hoch, als sie zusah, wie der Wagen elegant wendete und auf den Engpass an der Ausfahrt zurollte. Die Zufahrt zur Hauptstraße war lang und einspurig, ohne Ausweichstellen, es konnte immer nur ein Fahrzeug hineinfahren, dann ein anderes hinaus. Die Bremslichter des Audi leuchteten, der Motor summte im Leerlauf.

Auf einmal sah Jess ihre Chance, ein Zeitfenster von dreißig Sekunden oder weniger. Endlich warf sie die Kartons und ihre Tasche hin und rannte los, quer über den Rasen, zu der Schlange der wartenden Autos. Eigentlich hatte sie sich nur sein Nummernschild einprägen wollen, vielleicht seinen Blick auffangen – aber als sie sich dem Rand der Straße näherte, hatte er die Spitze der Schlange erreicht, und der Weg wurde für ihn frei. Er gab Gas.

Gleich würde er für immer verschwinden. Der Impuls, auf die Straße hinauszulaufen und ihn zu stoppen, kam so instinktiv, dass er kaum den Namen »Entscheidung« verdiente.

Er musste sie im letzten Moment gesehen haben, denn er brachte seinen Audi mit quietschenden Bremsen genau in dem Sekundenbruchteil zum Stehen, als er Jess umstieß. Der Aufprall war letzten Endes nur ein heftiger Rempeler, der sie zu Boden schubste, und so saß sie mitten auf dem Kies, als hätte sie beschlossen, beim Überqueren der Straße eine Pause einzulegen.

Sie war halb in Trance, aus der sie ein seltsames Orchester herausriss: eine zuschlagende Wagentür, ein heulendes Kind und eine fluchende Frau. Sie spürte den ersten schmerzhaften Stich im rechten Oberschenkel. Und dann ging er neben ihr in die Hocke, legte ihr die Hand auf den Rücken und fragte, ob sie verletzt sei.

Er hatte ihr Gesicht noch nicht gesehen.

*O mein Gott*, rief seine Frau, jedes Wort einzeln und wie unter Schock hervorstoßend, als sei sie diejenige, die gerade von einhalb Tonnen deutscher Ingenieursarbeit umgebügelt worden war. *O mein Gott, o mein Gott, o mein Gott.*

»Nicht bewegen. Sind Sie verletzt?«, fragte er noch einmal. »Bloß nicht bewegen.« Für jeden anderen hätte er ruhig geklungen, aber Jess hörte die Panik in seiner Stimme.

Und dann drehte sie sich um und sah ihn an, und im selben Moment schob er die Sonnenbrille hoch, und sofort schossen ihr die Tränen in die Augen.

Wie ein Echo seiner Frau, nur halb so schnell und viel, viel leiser, sagte nun auch er: »O mein Gott.«

Seine Augen waren noch ganz genau wie früher. Grün. Durchdringend. Er sah älter aus, kantiger, selbstsicherer, als wäre seine frühere Erscheinung nur ein Entwurf gewesen.

Volle fünf Sekunden lang starrten sie einander an. Langsam reagierten Jess' Beine auf die Wucht des Aufpralls, vielleicht auch auf das ungeheuerliche, wahre Drama, das sich hier abspielte – sie fingen an zu zucken. In den Kirschbäumen, die die Zufahrt säumten, zwitscherte fröhlich ein Schwarm Buchfinken zwischen den Blüten, als wäre nichts geschehen.

*Alles in Ordnung, alles in Ordnung, alles in Ordnung?*, sprudelte seine Frau jetzt hervor, was sich aber mehr nach schrillum Befehl anhörte als nach Frage.

Er ließ den Kopf hängen, und Jess hob die zitternde Hand vom Mund und bedeckte ihre Augen, und so saßen sie einige Augenblicke auf dem Kies, als sei dies der Schlusspunkt aller vorangegangenen Ereignisse, als ließen sie nun beide einen Atemzug auströmen, den sie sehr lange angehalten hatten.

Alles ringsum schien zu verstummen. Sie bildeten eine Insel in der Mitte des Fahrwegs, einander zugewandt, reglos zusammengekauert. Jess nahm nichts wahr als die betäubende Wärme seines atmenden Körpers, den tröstlichen Druck seiner Hand auf ihrem Rücken und einen Funken aberwitziger Freude, weil sie, wenn auch auf noch so beschränkte Weise, wieder zusammen waren.

Aller Tumult schien in weiter Ferne. Die Sekunden dehnten sich. Jess fühlte sich seltsam ruhig.

Aber dann riss sie ein brutales Hupen auseinander und zwang Jess dazu, endlich den Kopf zu heben. Sie konnte seine Frau sehen, die mit ihren manikürten Nägeln schräg auf ein iPhone tippte – neun, neun, neun. In beiden Richtungen bildete sich eine Schlange, die Autos fuhren abwechselnd in einem Bogen um den Audi herum. Manche Leute ließen beim Vorbeifahren den Motor verärgert aufheulen. Andere starteten hinter den Scheiben mit derselben ausdruckslosen Gleichgültigkeit auf Jess herunter, mit der sie sonst Geisteskranken oder Betrunkenen begegneten.

»Himmelherrgott nochmal, Will!«, blaffte seine Frau, als das Schluchzen des Kindes in einem heftigen Crescendo anschwell.

Jess suchte seinen Blick. »Will?«, flüsterte sie, um sich zu vergewissern, dass sie richtig gehört hatte.

»Bitte.« Mehr sagte er nicht. Die Angst stand ihm wie mit schlechter Handschrift ins Gesicht geschrieben. Er brauchte nichts weiter zu erklären.

Jess sah an sich herunter. Ihre Jeans war nicht zerrissen, es ließ sich kein sichtbarer Schaden erkennen, kein Wadenbein ragte in die Luft, keine Kniescheibe stand schief. Sie konnte tun als ob, momentan jedenfalls. Den Schmerz ignorierend, sagte sie, so laut sie konnte: »Alles in Ordnung.«

Wieder ließ er den Kopf hängen, was alles Mögliche zwischen Erleichterung und finsterner Verzweiflung ausdrücken konnte. Seine Frau nahm nun die Lage in die Hand, bellte Befehle, Jess solle bleiben, wo sie war, Will solle ihr seine Jacke umhängen, ihre (angsterstarnte) Tochter solle sich nicht von der Stelle rühren – *keine Bewegung, Charlotte!* Dann richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf ihr Handy: *Er hat jemanden angefahren, Sheri, verdammter Mist, Sheri, er hat jemanden angefahren.* Es war unklar, ob sie sie mit der Frau in der Notrufzentrale bereits so vertraut war, dass sie sie beim Vornamen nannte, oder ob sie inzwischen eine Freundin angerufen hatte, während Jess sich, auf die Stoßstange des Audi gestützt, in die Höhe stemmte. Welche Person auch im-

mer am anderen Ende der Leitung war, Jess empfand spontanes Mitleid mit ihr.

»Alles in Ordnung? Kannst du das Bein bewegen?« Er hatte immer noch eine Hand auf ihrem Rücken und fasste mit der anderen nach ihrem Ellbogen, um sie zu stützen.

Jess streckte den Fuß aus und wackelte leicht mit dem Bein. Es tat höllisch weh. Sie wimmerte leise und spürte, wie sich sein Griff fester um sie schloss.

»O mein Gott, Will, Himmelherrgott«, wiederholte seine Frau ein ums andere Mal, blieb aber auf sicherer Distanz und schirmte sich mit der Wagentür ab, als befürchte sie, ihre Schuhe könnten einen Blutspritzer abbekommen. »Mist. Ist was beschädigt?«

Jess begriff, dass sie womöglich von dem Audi sprach.

Da drehte er sich um und sah sie an, als hätte er keine Ahnung, wer sie war, diese aufdringliche Fremde mit der Luxuslimousine und dem hochempfindlichen Schuhwerk. »Nein«, sagte er, wenn auch mit schwankender Stimme, »ihr ist nichts passiert.« Er deutete mit offener Handfläche behutsam auf Jess wie auf ein kleines Tier, das seine Tochter vielleicht streicheln kommen wolle.

Links vom Audi nahm Jess nun eine Ordnerin wahr, die mit Leuchtweste und entschlossener Miene auf sie zu marschierte, bereit, mit einem Sprung über einen Toyota Yaris zu setzen und das Chaos zu organisieren. Er blickte sie ein letztes Mal an, aber in dem Moment, als er zum Sprechen anhub, wurde Jess hinterrücks von Rugbyspielerhänden niedergerungen und in einen Klapprollstuhl gedrückt. Und während sie mit einer Aludecke über den Knien rasch vom Schauplatz gekarrt wurde, hörte sie seine Frau immer noch atemlos schreien: *O mein Gott, Will, Himmelherrgott*, als besorge er ihr gerade den besten Orgasmus ihres Lebens.

Jess verbrachte den Nachmittag und frühen Abend in den Fängen eines komplizierten digitalen Wartesystems in der Notaufnahme. Als der Arzt dann endlich schlichte Prellungen diagnostizierte, empfand Jess den Befund als seltsam banal nach all dem anfänglichen High-Tech-Patientenmanagement, das die Erwartungen hochgeschraubt hatte. Nach diesem Erlebnis gierte sie nur noch nach Alkohol, Alkohol in Strömen, auch wenn sich das, wie sie genau wusste, nicht mit der Einnahme von Schmerzmitteln vertrug. Sie rief ihre älteste Freundin Anna an, ließ gerade so viel Information durchsickern, dass sie Anna in heftige Unruhe versetzte, und schlug ihr vor, sich im Carafe zu treffen, auf eine Flasche Merlot und eine ruhige, objektive Analyse der Tagesereignisse. Anna fluchte ein paarmal und brach dann über Jess' Unglück in Tränen aus, schon mal ein vielversprechender Anfang.

Das Carafe, die Weinbar mit der kleinen, aber feinen Speisekarte, war ihr Lieblingstreff. Philippe hatte das Lokal im Dorf eröffnet, ein Franzose aus Bordeaux, genetisch begnadet mit einem unfehlbaren Gaumen und einem Riecher für interessanten Käse. In der ausgebauten Scheune herrschte ein herrliches Durcheinander von Eichenfässern, Stimmengewirr und Tellergeklapper, alles hinterlegt mit den klagenden Chansons der Léo Marjane.

Anfangs hatte das Carafe einfach französische Landatmosphäre verbreitet. Doch dann erschien im *Guardian* in einer Beilage mit dem widersinnigen Titel *Heimliches Norfolk* eine begeisterte Kritik, und das Lokal erlebte einen Ansturm von Wochenendhausbesitzern, die mit Vorliebe Steppwesten trugen und lauthals Wein

aus der Neuen Welt, eine hellere Beleuchtung und eine größere Palette von Standardgerichten auf der Speisekarte einforderten.

Heute Abend war das Carafe rappellvoll. Drinnen herrschte dieselbe stickige Hitze wie draußen, als braue sich ein Gewitter zusammen. Philippe hatte alle Fenster aufgerissen und ließ mit der drückenden Schwüle des Abends schwache Glockenklänge herein – Hobbyglöckner übten die Melodiefolgen des traditionellen *Bell Ringing*. Mit aufmerksamer Fürsorge hatte Philippe für Jess und Anna einen Tisch am Fenster reserviert und schon mal eine Flasche Saint-Émilion bereitgestellt, dazu einen Teller seines besten Camembert.

Als Jess die Bar durchquerte, tauschte sie scheinbar entspannt mit Nachbarn und Bekannten Nettigkeiten aus, als hätte sie nicht gerade den denkwürdigsten Tag ihres Lebens hinter sich. Sie setzte sich, goss Wein in beide Gläser und ließ den Blick nach draußen schweifen. In Gedanken sah sie sofort den Fahrer des Wagens, der nur wenige Stunden zuvor neben ihr auf dem Kies gekauert hatte, in fassungsloser Ohnmacht, als hätte ihm jemand, der einen Kopf größer war als er, aus heiterem Himmel das Knie in den Schritt gerammt. Seine wortlose Seelenqual erinnerte sie schmerzhaft an ihre letzte Begegnung. Allein schon bei dem Gedanken zog sich ihr das Herz zusammen.

Jess spülte die Erinnerung mit einem Schluck Wein hinunter und kostete von dem Camembert. Sie sollte wirklich mehr mit Weichkäse machen, dachte sie, klebrige Käsereste an den Fingern. Kombiniert mit Himbeeren und schwarzem Pfeffer sicher ziemlich cool.

Und dann war, wie immer, Anna da. Grüßend hob sie die Hand zu Philippe, setzte sich zu Jess an den Tisch und hob wortlos das Weinglas, als gäbe ihr das Gewicht des vollen Kelchs in der Hand momentan mehr Sicherheit als alle Worte.

Schön sah sie aus heute Abend, dachte Jess, mit dem dunklen Haar, das weich in lockigen Strähnen herabfiel, und dem frischen Teint, rosig nach dem Powerwalking und möglicherweise auch von der Aussicht auf Alkohol. Anna versuchte seit einem Jahr,

schwanger zu werden, und sollte eigentlich nichts trinken, machte aber bei wichtigen Anlässen im Allgemeinen eine Ausnahme, zum Beispiel bei Hochzeiten, Geburtstagen und unvorhergesehenen Verkehrsunfällen.

»Wie war das also mit deinem flüchtigen Unfallfahrer?«, begann Anna und hielt inne. Wahrscheinlich wartete sie auf eine Erklärung, warum Jess nicht zur Hälfte in Gips steckte und keinen Sauerstoffschlauch in der Nase hatte.

Bisher wusste Anna nur wenige Details. Die Identität des Fahrers hatte Jess wohlweislich verschwiegen, solche Nachrichten konnten nur persönlich überbracht werden.

»Flüchtig war er nicht gerade«, sagte Jess vorsichtig. »Ein ... Unfall war es schon, aber davongefahren ist er nicht.«

»Wahrscheinlich, weil du unter seiner Stoßstange festgeklemmt warst«, meinte Anna, doch dann wurden ihre Züge weicher, und sie nahm Jess' Hand. »Du lieber Himmel, Jess. Bist du sicher, dass alles in Ordnung ist?«

In den Stunden zwischen dem Unfall und der Ankunft im Carafe hatte sich Jess' Bein überraschend dunkellila verfärbt und pulsierte leicht wie etwas langsam Absterbendes. Aber der eindeutige Befund der Röntgenaufnahme und die bemerkenswerte Gleichgültigkeit des Facharztes, der nur kurz den Kopf durch den Vorhang ihrer Kabine gestreckt hatte, eine Prellung des Weichgewebes diagnostizierte und wieder verschwand, beruhigten sie einigermaßen.

»Ich glaube schon«, sagte Jess und nickte langsam. »Es tut zwar weh, aber es hätte viel schlimmer kommen können.«

»Der ist bestimmt zu schnell gefahren«, meinte Anna und sah ihre Freundin mit solchen Kummerfalten an, dass Jess am liebsten die Hand ausgestreckt und ihr Gesicht gestreichelt hätte.

Jess schüttelte den Kopf. Vielleicht war es klug, nun mildernde Umstände für den Fahrer geltend zu machen. »Nein, ich bin allein schuld an dem Unfall. Ich bin ihm vor den Kühler gelaufen.«

»Wirklich? Warum denn das?« Anna wirkte verständlicherweise skeptisch, weil Jess wie die meisten Leute normalerweise

vernünftig genug war, um nicht absichtlich vor fahrende Autos zu springen.

Während Jess noch nach den richtigen Worten suchte, wie sie Anna die Sache beibringen konnte, lief Annas logisch-analytisches Räderwerk auf Hochtouren. Sie ließ einen Hagel sonderender Fragen auf Jess niedergehen.

»Was für einen Wagen fuhr er?«

»Einen Audi.«

»Wie alt war er? Zu alt zum Fahren?«

»Nein.«

»Zu jung?«

»Nein, nein.« Jess dachte nach. »Mittleren Alters.«

»Gab es Beifahrer?«

Jess nickte. »Zwei.«

»Hast du sein Kennzeichen?«

»Die Ordner haben es notiert.«

»Wirst du ihn anzeigen?«

»Nein«, antwortete Jess rasch und runzelte die Stirn. »Es ist doch nur eine Prellung.«

Sie waren seit Ewigkeiten befreundet und wussten beide, dass die bohrende Fragerei kaum nötig war. Anna brauchte sich nur zurückzulehnen und Jess in die Augen zu sehen. »Okay. Warum steigt in mir dieses Gefühl auf, dass du mir etwas verschweigst, Jess?«

Jess schwenkte den Saint-Émilion vorsichtig in ihrem Glas, bewunderte seine Viskosität und die Tränen, die sich langsam bildeten. Jahrelang hatte sie geglaubt, *Weintränen* sei einfach ein anderer Ausdruck für schwere Trunkenheit (Philippe hatte sie schließlich diskret aufgeklärt).

Jess atmete hörbar aus und sah Anna scharf an. »Das muss jetzt unter uns bleiben.«

Sie beugte sich vor, bis ihr blondes Haar eine Hälfte ihres Gesichts verdeckte wie ein kleiner Schleier, als fiele es ihr dann leichter, das so schwer Sagbare auszusprechen.

»Es war Matthew. Matthew Langley war der Fahrer.«



»O mein Gott.« Anna schlug sich die Hand vor den Mund. Eine Weile saßen die beiden stumm da, und die Geräusche ringsum schwappten über ihnen zusammen.

Nach ein paar Sekunden schien sich Anna daran zu erinnern, wie man atmet, obwohl sie immer noch mit einer Hand die Kante des Tisches umklammerte, als befürchte sie, er könnte abheben. »Aber ... es *war* doch ein Unfall?«

»Ja ... irgendwie schon. Aber ich habe ihn selbst verursacht. Ich bin auf die Straße gelaufen ... ich wollte ihn anhalten.«

Anna starrte sie an. »Was?«, stieß sie dann hervor.

»Ich hab Panik gekriegt.«

Anna vergaß zu blinzeln. »Panik?«

Da Jess weder Polizistin, noch Stuntfrau, noch Mitarbeiterin eines Sicherheitsdiensts war, sah sie ein, dass sie sich mit der Begründung, warum sie sich zum Anhalten des Verkehrs vor ein Auto geworfen hatte, immer etwas schwer tun würde. »Er wäre sonst einfach davongefahren«, sagte sie lahm. »Ich wollte, dass er stehen bleibt.«

»So sehr, dass du dein Leben aufs Spiel gesetzt hast?«

Jess spülte das Risiko, das sie eingegangen war, mit einem weiteren Schluck Wein hinunter. »Nein, so war es nicht. Ich hab gar nicht groß nachgedacht. Dazu war keine Zeit. Ich habe einfach ... einen Schritt auf die Straße hinaus gemacht.«

»Wie viele Leute haben das gesehen?«

»Zu viele.« Jess spürte im Magen ein banges Ziehen. »Und im Auto saßen eine Frau und ein kleines Mädchen. Ich meine, *seine* Frau. Er hatte seine Frau und seine Tochter dabei.«

»Ach du lieber Himmel.«

Dass ein Mann in den Vierzigern verheiratet war und eine Tochter hatte, konnte unter normalen Umständen kaum als Sensationsnachricht gelten. *Heute Abend schon*, dachte Jess finster und nahm wieder einen tiefen Zug von ihrem Wein.

»Und er hat dich ganz bestimmt erkannt?«

Jess legte nur den Kopf schief und sah Anna an – *also BITTE!*

»Entschuldige«, sagte Anna rasch. Sie unterbrach das Gespräch

und goss, um nicht mehr in Versuchung zu geraten, den ganzen Rest des Weins in Jess' Glas, mit einem nachdrücklichen Schwung, der verriet, wie gern sie ihn selbst getrunken hätte.

»Und was hat er gesagt, Jess? Ich meine, als er dich erkannt hat?«

»Nicht viel. Fast nichts. Wir waren ja von Leuten umzingelt ... und standen beide unter Schock.« Sie zögerte. »Aber ... seine Frau hat ihn andauernd Will genannt.«

Verwirrung flackerte kurz über Annas Gesicht, dann begriff sie. »Er hat seinen Namen geändert«, flüsterte sie. »*Deshalb* hat er es also geschafft, wie vom Erdboden zu verschwinden.«